

[zeit.de](https://www.zeit.de)

Spanische Grippe: "Jedes Menschenleben ist heute wichtig und schützenswert"

Interview: Elisabeth von Thadden

7-9 Minuten

Wir wollen die Virologen mit der Deutung der Lage nicht allein lassen. Deshalb fragen wir in der [Serie "Worüber denken Sie gerade nach?"](#) führende Forscherinnen und Forscher der Geistes- und Sozialwissenschaften, was sie in der Krise zu bedenken geben und worüber sie sich nun den Kopf zerbrechen. Die Fragen stellt Elisabeth von Thadden. Die Historikerin Ute Frevert, 66, ist Direktorin des Forschungsbereichs Geschichte der Gefühle am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin und Mitglied der Leopoldina-Akademie. Von ihr erschien zuletzt das Buch "Mächtige Gefühle. Von A wie Angst bis Z wie Zuneigung. Deutsche Geschichte seit 1900" (2020).

ZEIT ONLINE: Worüber denken Sie gerade nach, Ute Frevert?

Ute Frevert: Ich denke über die 100 Jahre nach, die seit [der Spanischen Grippe](#) vergangen sind, und darüber, welches Licht sie auf die heutige Pandemieerfahrung werfen. Wie kommt es, dass wir vor genau 100 Jahren als Nation, als Kontinent und als Menschheit durch eine schwere Gesundheitskrise gegangen sind, die mit ihren bis zu 50 Millionen Toten – manche sprechen

von bis zu 100 Millionen – sehr viel dramatischer war als die gegenwärtige und dennoch kaum Spuren im kollektiven Gedächtnis und in den Geschichtsbüchern hinterlassen hat? Ich denke darüber nach, was das über Gesellschaften, die damalige und die heutige, sagt.



Ute Frevert © Andreas Reeg

ZEIT ONLINE: Wann haben Sie zuerst von der Spanischen Grippe gehört? Sie sind Historikerin des 20. Jahrhunderts, Sie sind also eine geeignete Seismografin der Wahrnehmung.

Frevert: Von dieser weltumspannenden Pandemie zwischen 1918 und 1920 habe ich erstmals gehört, als ich vor fast 20 Jahren den [Film *Awakenings* mit Robert de Niro](#) sah. Darin ging es um die Langzeitfolgen für US-amerikanische Patienten und den gescheiterten Versuch, sie davon zu heilen. Ich musste nachschlagen, was denn diese Spanische Grippe eigentlich war. Dass der große Gesellschaftsforscher [Max Weber](#) 1920 gestorben ist, wusste ich, aber dass er die Spanische Grippe hatte, war mir nicht klar. Vor Kurzem hat Raphael Gross, der dem Deutschen Historischen Museum in Berlin als Präsident vorsteht, erzählt, die Ausstellung seines Museums zeige kein einziges Objekt zur Spanischen Grippe. Vielleicht steht etwas

im Depot des Museums, aber zu sehen ist nichts, das diese aus gegenwärtiger Sicht schwere Erschütterung der menschlichen Existenz dokumentiert. Heute fällt uns das auf, denn unsere eigene Tagesaktualität ist ganz und gar durch Corona geprägt, und dies schon seit fast einem Jahr, ununterbrochen. Wenn es in 100 Jahren noch Geschichtsbücher und Geschichtsmuseen gibt, wird die heutige Pandemie in ihnen sicher auftauchen.

ZEIT ONLINE: Wie erklären Sie den Kontrast?

Frevert: Am Ende des Ersten Weltkriegs [war die Grippepandemie ein Problem unter vielen](#). Die Menschen hatten eine Menge anderer Sorgen: Da gab es Hungersnöte, eine Revolution, die Demobilisierung und Integration der zurückkehrenden, oft versehrten Soldaten in die Gesellschaft. Außerdem war man an Tod und Krankheit gewöhnt, auch ohne Krieg. Dass Typhus- und Choleraepidemien durchs Land zogen, gehörte ebenso in den zeitgenössischen Erfahrungsraum wie das massenhafte Sterben an Diphtherie, Tuberkulose, Scharlach. Mit dem Fortschritt der Medizin, umjubelt und durch Nobelpreise validiert, war es trotz einzelner bahnbrechender Erfolge noch nicht weit her, zumindest erreichte er viele nicht. Deshalb war der Tod im Alltag jeder Familie ein ständiger Begleiter, besonders unter kleinen Kindern, aber auch, wie bei der Spanischen Grippe, im "besten Mannes- und Frauenalter" zwischen 20 und 40. "Mitten im Leben sind wir vom Tod umfungen" – das war gelebte Realität. Es gab höchstens eine Hoffnung, aber keinesfalls eine Erwartung, dem Tod von der Schippe springen zu können.

ZEIT ONLINE: Heute herrscht aufgrund der Erfahrungen mit einer fast allmächtig wirkenden Medizin diese Erwartung vor. Wie verändert die Pandemie diese Erwartung?

Frevert: Wir erwarten heute und erheben manchmal sogar den Anspruch darauf, dass wir gesund bis ins hohe Alter leben und die letzte, unangenehme Phase des Kontrollverlusts möglichst lang hinausschieben können, dank medizinischer Rundumbetreuung und begrenzter Selbstaktivierung. Wenn die Pandemie dieser Erwartung, diesem Anspruch die kalte Schulter zeigt, reagieren wir geschockt und panisch – und rufen nach dem Staat, der es wieder richten soll.

ZEIT ONLINE: Aber auch wir Gegenwärtigen leben in einer Konkurrenz von drängenden Fragen, zu denen neben der Pandemie gewiss der Klimawandel gehört und auch unser brandschatzendes Verhältnis zur lebendigen Umwelt. Warum beherrscht [Corona](#) dennoch alle Gespräche, Kanäle und politischen Entscheidungen, als gebe es nur noch ein einziges Thema?

Frevert: Zum einen scheint Corona dringlicher als Klima. Klima lässt sich – gefühlt – aufschieben, Corona nicht. Zum anderen stellt Corona plötzlich und wie eine markerschütternde Überraschung systemische Grundgewissheiten infrage, die sich seit den Fünfzigerjahren etabliert haben, oder setzt sie sogar außer Kraft. Und wieder spielt die Gewöhnung eine erhebliche Rolle: Wir haben uns seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs daran gewöhnt, ein staatlich garantiertes Leben in Sicherheit zu führen. Meine Großeltern konnten daran nicht glauben, und meine Eltern hatten noch lang nach der Küchenelektrifizierung einen Kohleofen im Keller stehen, "für alle Fälle". Als Kind der Fünfzigerjahre wuchs ich hingegen bereits in der Sicherheit auf, dass mir eigentlich nichts passieren konnte. Der Sicherheitsimperativ war im Westen zwar nicht ganz so hermetisch und allumfassend wie in der DDR. Aber dass man sich auf den Staat als Garant der Daseinsfürsorge und

-vorsorge verlassen konnte, stand für meine Generation außer Frage. Die Pandemie stellt die Sicherheitserwartung der Bürgerinnen und Bürger und das Sicherheitsversprechen des Staates auf eine harte Probe. Sie wirkt wie ein Experiment am lebenden Körper, des Staates ebenso wie seiner Bevölkerung: Wir beobachten teilnehmend, wie der Staat verunsichert und lernend vor uns steht, um sein Versprechen einzulösen. Konfrontiert wird er mit einer einerseits selbstbewussten, andererseits abhängigen Gesellschaft, die von ihm fordert, er solle das für uns hinkriegen. Diese Wette ist es, die gerade läuft.